

Als aber Jesus nach Kapernaum hineinging, trat ein Hauptmann zu ihm; der bat ihn und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause und ist gelähmt und leidet große Qualen. Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach gehst, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit untertan, und habe Soldaten unter mir; und wenn ich zu einem sage: Geh hin!, so geht er; und zu einem andern: Komm her!, so kommt er; und zu meinem Knecht: Tu das!, so tut er's. Als das Jesus hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm nachfolgten: Wahrlich, ich sage euch: Solchen Glauben habe ich in Israel bei keinem gefunden! Aber ich sage euch: Viele werden kommen von Osten und von Westen und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch sitzen; aber die Kinder des Reichs werden hinausgestoßen in die Finsternis; da wird sein Heulen und Zähneklappern. Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Geh hin; dir geschehe, wie du geglaubt hast. Und sein Knecht wurde gesund zu derselben Stunde.



Mt.8, 5-13

Liebe Gemeinde,

das Evangelium des heutigen Sonntags lenkt unseren Blick über den eigenen Kirchturm hinaus. Es führt uns in die Vergangenheit wie alle biblischen Texte. Aber am Ende schaut es in die Zukunft jenseits dieses Lebens. Es nimmt uns mit in die – mir jedenfalls ziemlich fremde – Welt des Militärs. Es schildert ein medizinisches Wunder. Aber viel begeisterter redet es von dem Glauben, der diesem Wunder den Weg bereitet. Es werden Grenzen überschritten in dieser Geschichte. Das ist ihr heimliches Motiv. Sie macht Grenzüberschreitungen zu einem Merkmal christlichen Glaubens.

Christen existieren auch heute überall in der Welt. Sie leben ihren Glauben auf sehr unterschiedliche Weise. Es ist wichtig für uns, wahrzunehmen, wie sie anderswo leben, worin sie sich von uns unterscheiden, wo wir von ihnen lernen können und wo wir einer Meinung sein müssen. Eine christliche Gemeinde sollte jedenfalls einen Blick für die Anderen haben. Die Kirche sollte global denken, reden und handeln. Sie sollte ethnische und kulturelle Grenzen überschreiten wollen und können. Das wäre dem Glauben an diesen Herrn angemessen, von dem Geschichten erzählt werden, wie das heutige Evangelium oder von dem Paulus sagt: „obwohl er Gott gleich war, entäußerte er sich und wurde Mensch, gehorsam bis zum Tode, ja zum Tod am Kreuz“. Das ist die größte Grenzüberschreitung überhaupt. Christus tritt aus der göttlichen Welt heraus und lässt sich ganz auf die Menschenwelt ein. Damit motiviert er uns, dass wir uns ebenfalls trauen, Grenzen zu überschreiten. Dass wir uns einlassen auf eine andere Aufgabe, auf die nächste Lebensphase, auf von uns verschiedene Menschen und letztlich sogar auf die andere Welt Gottes. So gehen wir den Weg Jesu nach. Denn er, der die Welt der Menschen betrat, sich ihnen gleichstellte und in ihr zu Tode kam, wurde von Gott auferweckt. Gegenüber dieser riesigen Grenzüberschreitung ist die von Mensch zu Mensch klein. Und doch fällt sie uns oft so schwer.

Der Hauptmann von Kapernaum gibt uns darin Nachhilfe. Bei ihm geschieht die Grenzüberschreitung fast nebenbei. Sie hat dann allerdings eine große Wirkung. Der brasilianische Schriftsteller Paulo Coelho erzählt von ihr in der ihm eigenen Art: Ein alter Mann – so schreibt er – möchte nach seinem Tod zu gern etwas über die unsterblichen Worte seines Sohnes, eines Dichters, hören. Aber er erfährt, dass dessen Werk ihn nur

eine Generation lang überlebt hat. Dagegen habe sein anderer Sohn, der zur Armee gegangen war, einen Satz gesagt, der bis heute nicht nur nicht vergessen wurde, sondern sonntäglich von vielen Christen in der Messliturgie gebetet wird. „Herr, ich bin nicht wert, dass du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund“. Die kleine Veränderung der Liturgiker – der Hauptmann sprach nicht von seiner Seele, sondern vom Körper seines Knechtes – ist zulässig und sachgemäß. Die Heilung, die er von Jesus erwartet, umfasst Leib und Seele und sie überschreitet mehrere Grenzen. Deshalb sagt Jesus: „Solchen Glauben habe ich in Israel bei keinem gefunden!“

Der Hauptmann überschreitet als Römer gegenüber dem Juden Jesus zunächst die Grenze verfeindeter Volkszugehörigkeit. Er ist ein ranghoher Offizier der Besatzungsmacht, also ein klassischer politischer Feind. Als höchster Befehlshaber für die Stadt hätte er Jesus durchaus herbei zitieren können. Aber er bittet ihn um etwas. Das ist die zweite Grenzüberschreitung. Außerdem hat er einen anderen Glauben. Aus jüdischer Sicht natürlich den falschen, den „heidnischen“. Dieses Wort klingt bis heute abfällig, obwohl es eigentlich nur einen Tatbestand beschreibt. Als Heiden wurden alle bezeichnet, die nicht Juden waren. Also nicht Ungläubige, sondern Andersgläubige. Der Hauptmann glaubte vermutlich an die römischen Götter, sonst wäre er sicher nicht zum Hauptmann aufgestiegen. Aber er wendet sich nicht an sie, sondern an den Gott des unterjochten jüdischen Volkes. Wieder eine Grenzüberschreitung. Seine Götter sind Götter der Macht. Der Gott der Juden ist ein Mitleidender. Der Hauptmann kennt die Grenzen der Macht, aber eigentlich dürfte er sie nicht akzeptieren. Seine Götter leben davon, dass ihnen unbegrenzte Macht zugesprochen wird. Er aber weiß, dass er nicht heilen kann. Er fühlt sich nicht als Herr über Leben und Tod. Als militärischer Machthaber kann er zwar Kriege führen und Tod bringen. Politische Machthaber können Frieden anordnen und wenn's gut geht so dem Leben dienen. Wirtschaftlich Mächtige können Arbeit schaffen oder Armut auslösen. Aber vergeben und heilen kann keine Macht der Welt. Auch die Götter der Macht können es nicht. Das kann nur der Gott, der sich zum Lieben und Mitleiden entschlossen hat. Er verleiht die Fähigkeit zu vergeben, zu heilen und Leben zu schaffen hin und wieder auch Menschen. Vor allem jedoch seinem Sohn. Der Hauptmann von Kapernaum hat das erkannt und er erkennt diese Autorität Jesu an. Er sieht seine Autorität nicht schwinden, indem er die eines anderen würdigt. „Sprich nur ein Wort“, sagt er zu Jesus, „so wird mein Knecht gesund“. Wegen dieser Haltung realistischer Demut nennt Jesus den Glauben des Hauptmanns einzigartig: Solchen Glauben habe ich in Israel bei keinem gefunden!

Zweifellos möchte er zu solchem Glauben motivieren, damals wie heute. Dazu will ich die Lebenssituation, in der sich der Hauptmann befindet, noch etwas näher beleuchten. Er sagt den entscheidenden Satz an einem Punkt seines Lebens, wo er an seine Grenzen gekommen ist. Er steht zwar im Beruf seines Mann, das ist unbestritten. Seine Untergebenen gehorchen ihm aufs Wort. Sie tun, was er anordnet. Aber er bildet sich deshalb nicht ein, sein Leben im Griff zu haben. Er sieht an seinem kranken Knecht, wie schnell man abstürzen kann. Er leidet mit ihm. Er könnte auch die Augen zu machen. Er könnte sich innerlich vom Leid des Anderen und von eigenen Gefährdungen distanzieren. Aber er tut es nicht. Er überschreitet die Grenze zur eigenen Angst und zu dem sozial untergebenen Kranken. Er versetzt sich in dessen Situation. Ebenso hat er die Situation Jesu im Blick. Da er weiß, dass ein Jude nicht in ein Heidenhaus gehen darf, bittet er nur um ein Wort aus der Ferne. Er macht seine Autorität klein vor der Autorität Jesu „Ich bin nicht wert, dass du in mein Haus kommst. Sprich nur ein Wort!“ Das ist ein existentieller Hilfeschrei. Rede mit mir! Sag etwas! Damit steht und fällt das Heilsein der Seele und manchmal des Körpers. Und darum ist der Schrei danach bereits der einzigartige Glaube, den Jesus lobt.

Gott spricht ein Wort und die Schöpfung entsteht aus dem Nichts. „Wenn er spricht, so geschieht es“ betet der 33. Psalm. Und wenn er am Ende sagt: „Steh auf“, dann leben wir, auch wenn wir gestorben sind. Solchen Glauben habe ich in Israel bei keinem gefunden, sagt Jesus. Geh hin; dir geschehe, wie du geglaubt hast. Und sein Knecht wurde gesund zu derselben Stunde.

Der Hauptmann glaubt dem Wort, das Leben schafft und das per se keine Grenzen kennt. Keine ethnischen und kulturellen, keine Gemeinde- und Konfessionsgrenzen, keine Religions- und Weltanschauungsgrenzen. Zu diesem grenzüberschreitenden Glauben sind auch wir eingeladen. Er schafft Heil und Leben. Er ist nicht zu verwechseln mit Gleichmacherei oder Synkretismus. Eine christliche Gemeinde und ihre Pfarrer sind dem Bekenntnis verpflichtet wie die Militärs ihrem Eid. Aber er ist der Blick über unsere engen Grenzen hinaus auf das Ziel unseres Glaubens. Auch davon redet die Geschichte. Ich sage euch, sagt Jesus: Viele werden kommen von Osten und von Westen und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch sitzen. Aus allen Enden der Erde kommen sie und feiern das Fest des Lebens. Welch ein Glück, dabei zu sein! Gott schenke es uns! Amen.

Ursula Seitz,

Kirchenberg 13, 90482 Nürnberg, Ursula.Seitz@t-online.de